TOMORROW

TOMORROW

YOUTH AGAINST ESTABLISHMENT

NR. 3
Herbst
2005

Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 65 04
www.nadir.org/infoladen_leipzig

Inhalt

Kotzt es euch an?

Du willst kein Leiden mehr sehen oder spüren. Du hast keine Akzeptanz mehr für die negativen Seiten des Lebens, mit denen Du konfrontiert wirst. Du willst was verändern. Du willst endlich leben. (K)Ein Leitfaden zur Revolution.

von David Defoe

Namibia - Land of the Free?

Vielleicht hast du dir schon mal überlegt, persönlich Entwicklungshilfe in ärmeren Ländern zu betreiben, um wenigstens im Kleinen etwas zu verändern, wenn es schon im großen Maßstab nicht von heute auf morgen klappt. Doch wie so etwas konkret aussehen kann und wo die Grenzen der persönlichen Belastbarkeit liegen, will der folgende Beitrag am Beispiel Namibia veranschaulichen, das eine ehemalige deutsche Kolonie war...

von qws

Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz

Anmerkungen zu Nationalstolz und Patriotismus

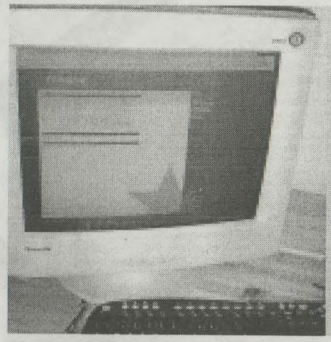
Wenn gedankenlose Zombies unverständliche Dinge von Patriotismus und Gesundheit stammeln. Wenn sich die Menschen wie Besessene darauf berufen „der Heimat" oder „Deutschland" ohne Scham angehören zu wollen. Kurz: Wenn das Gespenst des Nationalismus Unheil und Verderben über die Menschheit bringen will...Wen ruft ihr dann? Die Ghostbusters!

von Sisyphos

Kritik der Politik oder kritische Politik

Wenn man auf längere Sicht etwas gegen die Zumutungen des Kapitalismus unternehmen möchte, erscheint die Politik als einzig mögliches Mittel. Man meint, jeder, der etwas verändern möchte, müsse „politisch" sein. Der Text versucht die Frage zu beantworten, was Politik ist und will klären, ob durch politisches Kalkül und den daraus resultierenden Handlungen Freiheit von herrschenden Zwängen und gewaltvollen Verhältnissen erreicht werden kann.

von kleiner Mann



Visit
http://tomorrow.de.ms

Editorial

Hallo liebe Schüler und Schülerinnen!

Ist es nicht beruhigend zu wissen, dass man nach der Schule keinerlei Anstrengung in die Suche nach erfolgreichen Jobs mehr zu stecken braucht? Wenn wir alle einmal groß sind, und ALG II beziehen, gibt es einfach gar keine erfolgreichen Jobs mehr. Alles was dann noch zu tun bleibt, ist die eigene Arbeitskraft ohne Vorbehalte der staatlichen Verwaltung zu übergeben, für 1 Euro pro Stunde zu arbeiten, umzuziehen, wenn es in Oberschnurpsheim noch ein paar Beete zu harken gibt usw. Das Prinzip, dass wer nicht arbeitet auch nicht essen darf, wurde zwar von der wild um sich schlagenden „unsichtbaren Hand" des Marktes schon immer durchgesetzt, aber nun ist es auch wieder Staatsdoktrin. Und auch Verteidigungsminister Struck brachte gute Ideen zur Beschäftigung der millionenstarken Armee der Rechtlosen ein: Warum nicht bei der Bundeswehr zu Übungszwecken als Statisten verpflichten? In jedem Manöver wird doch wohl noch ein kleiner Platz für den ein oder anderen Nutzlosen übrig sein, oder?

Die Pessimisten unter euch werden jetzt denken „Oh nein! Schlimmer kann's ja gar nicht mehr werden!". Wir von Tomorrow sind allerdings keine Pessimisten. Wir wissen, dass es sehr wohl noch um einiges schlimmer werden kann. Dies ist für uns Grund genug, die dritte Ausgabe unserer Zeitung erneut dem Vorhaben zu widmen, anderen Jugendlichen eine gesellschaftskritische Sicht auf die Dinge ans Herz bzw. an den Kopf zu legen. Ohne den Versuch, die jetzige Gesellschaftsform zu durchschauen und die Formen ihrer Gewalt zu erklären, wird man sie ja wohl kaum abschaffen können. Außerdem hoffen wir einmal mehr, dass ihr euch bei uns meldet, wenn ihr Anschluss an eine Organisierung von Jugendlichen sucht, wenn ihr es satt habt euren Frust alleine mit euch herum zu tragen oder wenn ihr Kritiken an unserer Vorstellung von Gesellschaftskritik habt. Dies könnt ihr entweder per e-mail (tomorrow@left-action.de) oder ihr besucht uns Freitags 19:00 Uhr in der Braustr. 20 in Leipzig. Dort veranstalten

wir jede Woche ein Jugendcafé, welches durch Vorträge und Diskussionen versucht, linke Kritiken dieser Gesellschaft einführend zu erklären. Um das Ganze interessant zu gestalten, sind wir allerdings auf eure Wünsche angewiesen. Wenn ihr also Interesse habt und Anschluss an andere linke Jugendliche sucht oder schon immer mal vom Stapel lassen wolltet, warum ihr uns so scheiße findet, stattet uns einfach einen Besuch ab.

Ansonsten ist ja leider alles beim alten geblieben. Die Verteilung von Gütern im Kapitalismus kostet täglich tausende Menschen den Tod, die Arbeitenden sind immer gestresster während den Arbeitslosen immer mehr ein vernünftiger Lebensstandard abgesprochen wird, Deutschland stinkt und der aggressive Klang des Weckers lässt jeden Morgen aufs Neue das höllische Fegefeuer im eigenen Zimmer brennen. Alles ist halt beim Alten geblieben.

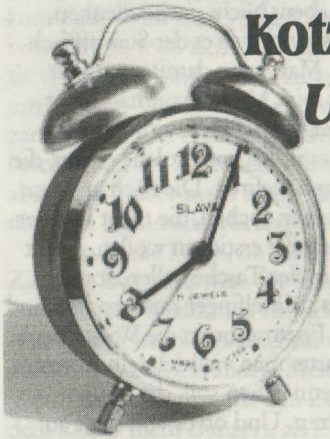
Doch Moment, sagte ich alles? Das war falsch. Wir planen für die nächsten Ausgaben dieser Zeitung oder auch für unsere Website eine Rubrik, die ganz allein euren Leserbriefen gewidmet werden soll. Die inhaltliche Füllung dieser Rubrik liegt allerdings ganz in euren Händen, liebe Leser und Leserinnen. Desweiteren gab es einige Änderungen in der Gestaltung unserer Zeitschrift. Da wir selbst Jugendliche sind und die meisten ebenfalls noch mitten in der Diskussion bestimmter Themen standen, hatten wir den Anspruch, dass jegliche Veröffentlichung von uns vorher so lange gemeinsam gelesen und diskutiert wurden, bis alle von sich sagen konnten, dass sie es verstanden und für gut befunden hatten. Die Texte wurden also so lange diskutiert und umgeschrieben, bis sie von allen Tomorrows mitgetragen werden konnten. Aufgrund des enormen zeitlichen und organisatorischen Aufwands, den diese Methode mit sich brachte, änderten wir diese Art der Veröffentlichung. In dieser Zeitschrift werden also erstmals Texte zu lesen sein, die nicht unbedingt die Gruppenmeinung von Tomorrow wiedergeben, sondern die der einzelnen Autoren.

Ansonsten wünschen wir euch noch einen schönen Herbst und Winter, uns natürlich auch und den Nazis die Pest an den Hals. Immer dran denken: Die Revolution beginnt mit einem kritischen Geist und einem guten Buch, äh....Heft.

Tomorrow

Zwangsarbeit damals: Nationalsozialistischer Reichsarbeitsdienst

Kotzt es euch an?!!
Uns auch!!!



Wenn man sich mal das Leben anschaut, das von vielen geführt wird, oftmals auch von einem selber, fällt einem zwangsläufig ins Auge, dass man letzen Endes einem einseitigen Alltag immer wieder begegnet. Sowohl Nazis als auch Punker, sowohl Hippies als auch Popper führen diesen Alltag. Man geht zur Schule, man arbeitet, wohnt bei den Eltern oder auch alleine, man geht Hobbys nach, geht schlafen, steht wieder auf und von vorn noch einmal. Man kann es reduzieren auf das Jeden-Morgen-aus-dem-Bett-Rauskommen. Mit letzen Endes ist gemeint, dass man natürlich auch das Wochenende hat zum „Erholen", die Möglichkeit, zu verreisen, quasi mal dem Alltag zu entfliehen und einfach was anderes zu machen. Zunächst findet man Gefallen daran, doch nutzt man die „Freizeit" nur dafür, sich für Arbeit bzw. Schule wieder fit zu machen. Man „arbeitet" in der sogenannten Freizeit darauf hinaus, wieder effektiv zu sein für Arbeit und Schule. Weiterhin versucht man krampfhaft die freie Zeit zu nutzen, da man weiß, dass man nur zwei Tage zur Verfügung hat. Wozu also erholen? Noch mal: um wieder arbeiten zu können. Für die meisten Menschen (Eltern, Verwandte, Lehrer mit inbegriffen) ist dieser sich ständig wiederholende Tages-, Wochen-, Monats- und sogar Jahresablauf kein Problem. Sie erscheinen denjenigen, denen die Eintönigkeit des geführten Lebens auffällt, gar als glücklich und zufrieden mit der Lebenssituation. Man fragt sich, warum denen das gar nix ausmacht. Dann gibt es auch solche, denen es etwas ausmacht, die es dann aber auch noch rechtfertigen. Sie rechtfertigen es als „natürlich", „normal" oder sonst was, das nicht zu ändern ist. Dennoch gehen sie Lotto spielen, um sich Träume zu erfüllen, obwohl die Realität doch so natürlich und normal ist oder bleiben soll. Zeigt man ihnen auf, wie ihr Leben ausschaut oder ausgeschaut hat oder ausschauen wird, nämlich zuerst Schule, dann Ausbildung und/oder Studium, Beruf, zwischendurch noch Heirat, vielleicht Kind/er, weiter so bis zur Rente, sind sie nicht nur glücklich. Nein, sie sind so dreist, dass sie einem dann sagen: Du wirst auch so ein Leben führen, wenn du nur alt genug geworden bist. Wer sind diese Leute? Die Mitschüler, die oben schon genannten Eltern und Verwandten, Lehrer, für Studenten dann die Mitstudierenden, für Azubis die Mitauszubildenden, für arbeitende Personen die Arbeitskollegen. Ja, sogar die lieben Freunde sind genervt, wenn man immer und immer wieder davon anfängt, wie scheiße eigentlich dieses Leben ist. Überhaupt die Möglichkeit alternativer Betrachtung von gewissen Lebenssituationen wird nicht zugelassen bzw. als kindliche Spinnerei abgetan. Man kann abkotzen über Notengebung in der Schule, zu wenig Geld, Nazis. Wenn man aber etwas dagegen tun will, bleibt man

Namibia – Land of the Free?

Aufschrift: Dem Andenken der in dem Kriege gegen den Stamm der Witboois in den Jahren 1893 und 94 gefallenen Helden.

Dieser Reisebericht soll objektive wie auch subjektive Einblicke in die namibische Gesellschaft geben. Von August bis September des vergangenen Jahres verweilten wir in Namibia. Geplant waren sechs Monate Aufenthalt (aus denen jedoch nur zwei wurden; doch dazu später).

Unsere Intention zur Reise war menschlicher Natur – wir wollten schlichtweg helfen. Die Aufgabe bestand darin, sogenannten „Buschmannkindern" in einer spärlich hergerichteten Schule die grundlegendsten Fähigkeiten – schreiben, zählen etc. – zu vermitteln. Die Erwartungen, die wir an die Reise hatten, schwankten, d.h. es war nicht *so klar* absehbar, dass die Hilfe in einem solchen Desaster enden würde. Allerdings traten wir unsere Reise schon mit weniger schönen Erwartungen an, da es sich bei dem seit 21.3.1990 unabhängigen Namibia[1] um eine ehemals deutsche Kolonie handelt (1884-1915 Deutsch-Südwestafrika, ab 1920 verwaltet durch die südafrikanische Mandatsmacht), deren Bevölkerung noch heute sehr unter den Folgeschäden der Kolonialherrschaft leidet. Die Kolonialschuld trifft auf viele europäische Länder zu; jedoch ist bei der Betrachtung der deutschen Geschichte diese Tatsache angesichts der nationalsozialistischen Barbarei meist in den Hintergrund gerückt. Dennoch muss man sich vor Augen halten, dass es sich bei den heutigen Tansania, Kamerun, Kongo und eben Namibia um ehemals deutsche Kolonien handelte. Vor dem Hintergrund der rücksichtslosen Ausbeutung der Eingeborenen und damit der Durchsetzung kapitalistischer Gesellschaft[2], soll hier ein konkretes Beispiel deutscher Kolonialpolitik genannt

[1] Allen sei hiermit angeraten, sich bei Interesse selbst mit diesem Thema auseinander zu setzen und die hier spärlich vorgebrachte kritisch-historische Darstellung um ein Vielfaches zu ergänzen.

[2] „Die Entdeckung der Gold- und Silberländer in Amerika, die Ausrottung, Versklavung und Vergrabung der eingebornen Bevölkerung in die Bergwerke, die beginnende Eroberung und Ausplünderung von Ostindien, die Verwandlung von Afrika in Geheg zur Handelsjagd auf Schwarzhäute bezeichnen die Morgenröte der kapitalistischen Produktionsära.(...)Der außerhalb Europa direkt durch Plünderung, Versklavung und Raubmord erbeutete Schatz floß ins Mutterland zurück und verwandelte sich hier in Kapital." (Marx-Engels-Werke 23, S.779, 781)

werden: die menschenverachtende Niederschlagung des Aufstandes der einheimischen Hereros. Dieser Aufstand ist als Höhepunkt des Widerstandes gegen die kaiserliche Besatzungsmacht anzusehen, bei dem im Jahre 1904 etwa 60000 Angehörige der Hereros (80%) auf grausame Weise ihr Leben ließen. Die Deutschen hatten zwar Schutzverträge mit den Hereros und den Nama abgeschlossen (1880er); die kriegerischen Auseinandersetzungen waren aber trotzdem unausweichlich, weil die Eingeborenen Tag für Tag unter sklavenartigen Bedingungen schuften mussten. Auch wurden die Nahrungs- und Lebensgrundlagen zerstört oder dort hergestellte Produkte in den Besitz des wilhelminischen Kaiserreichs überführt, so dass viele Engpässe in der sowieso spärlichen Versorgung entstanden. Im Januar 1904 begann schließlich der Aufstand gegen die Kolonialherren und darauf folgend setzte eine mörderische Hetzjagd gegen die als minderwertig betrachteten Widerständler ein (es herrschte eine rassistische Vernichtungsrhetorik seitens der deutschen Sklavenhaltermacht vor, die sich auf die „totale Auslöschung" der gesamten Bevölkerung konzentrierte, welche aber glücklicherweise nicht vollendet wurde). Im August 1904 kam es zu der entscheidenden Schlacht am Waterberg: Die Hereros mussten eine schwere Niederlage einstecken und die Überlebenden flüchteten sich in die wasserlose Omaheke-Halbwüste, woraufhin die deutsche Schutztruppe die einzigen Wasserlöcher in der Gegend besetzt hielten, um die Vertriebenen verdursten zu lassen. Der deutsche Oberbefehlshaber Lothar von Trotha erließ daraufhin folgenden Befehl: „Das Volk der Hereros muss jedoch das Land verlassen. (...) Innerhalb der deutschen Grenze wird jeder Hereros mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh erschossen, ich nehme keine Weiber oder Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volk zurück oder lasse auf sie schießen."[3] Viele der Geflohenen kamen durch diesen Vernichtungsbefehl auf qualvolle Weise ums Leben – durch Verdursten, Verhungern oder Erschöpfung. (Die Nama hingegen versuchten die deutschen Truppen nicht durch eine offene Feldschlacht zu stoppen, sondern führten einen Guerillakrieg.) 1919, nach dem Ersten Weltkrieg, wurde Deutschland die Kolonie Deutsch-Südwestafrika endgültig durch den Versailler Vertrag abgesprochen und damit die deutsche Herrschaft beendet. Seit dem Begräbnis des Herero-Führers Samuel Maharero 1923 wird nun alljährlich der Herero Day feierlich begangen. Mit der Unabhängigkeit Namibias 1990 sah sich die deutsche Bundesregierung Forderungen nach Wiedergutmachung ausgesetzt, die bis jetzt aber durch den Verweis auf die deutsche Entwicklungshilfe entschieden abgelehnt wurden. Nur in einem ist sich die bundesrepublikanische Regierung sicher: „Verantwortlich waren wir." Deshalb reisten auch Joschka Fischer (2003), Gerhard Schröder (Januar 2004) und Helga Wieczorek-Zeul (August 2004), die deutsche Entwicklungshilfeministerin, nach Namibia, um ihr Bedauern für die Untaten auszudrücken. Aber trotz der offiziellen deutschen Entschuldigung der Entwicklungshilfeministerin zum 100-jährigen Gedenken an den Hereroaufstand stehen vorerst keine Entschädigungen in Aussicht. Auch mit dem Verweis auf die deutsche Entwicklungshilfe ist den Opfern von damals bzw. den Hinterbliebenen nicht viel geholfen: Es werden kaum die Hereros unterstützt, sondern vielmehr der gesamte namibische Staat – die Minderheiten (wozu auch die Hereros

[3] Margit Reiter, Mittelweg 36, Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Dezember 2004/Januar 2005, S.43, zit. nach Zimmerer; in Zimmerer/Zeller, S.51

zählen) sehen davon kaum einen Cent. Die namibische Regierung stellt dies als eine „Separatforderung einer Minderheit" dar und behält sich somit vor, das Geld anderweitig auszugeben (z.B. für einen letztlich erbauten großen Präsidentenpalast). Die seit 1990 regierende SWAPO (*South West African People's Organization*) wird von der Bevölkerungs-Mehrheit der Ovambo gestellt, die immer ihren Stammeshäuptling wählen (in der Präsidentenwahl im November 2004 wurde der vom Präsidenten Sam Nujoma ernannte Nachfolger mit 76% der Stimmen gewählt: Hifikepunye Pohamba). Von wirklich demokratischen Verhältnissen kann also nicht ausgegangen werden, weil auch die Bevölkerung mit diesen nicht bewusst umzugehen weiß[4]. Hinzu kommen die durch die Kolonialvergangenheit beigebrachten großen Wunden, die bis heute nicht verheilt sind: „So ist das Stadtbild der Hauptstadt Windhoek geprägt von der alles überragenden Alten Feste und der Reiterstatue, einem Siegerdenkmal der ehemaligen Kolonialherren zu Ehren der Gefallenen der deutschen Schutztruppe, die hierarchisch gegliedert nach Rang, Alter und Geschlecht (...) angeführt werden, wohingegen die Zehntausenden afrikanischen Opfer bis heute unerwähnt bleiben. Auch das übrige Land ist mit Resten und Memorabilia kolonialer Kriegsführung (Gedenksteine und Friedhöfe) übersät, die oft als nostalgische Erinnerungsorte von Veteranenvereinen und als Touristenziele fungieren".[5] Wenn man durch die Straßen Windhoeks geht, ist es manchmal kaum zu glauben, wie offensichtlich sich die deutsche Vergangenheit normalisiert hat. Die Straßennamen bzw. Flussnamen (Flussbette) erinnern häufig an koloniale Zeiten, so sind die Wilhelmstraße oder

[4] Was ist Demokratie? Was bringt sie? Kann ich mich beteiligen? Die Antworten auf solche Fragen werden der Bevölkerung durch die korrupte Regierung vorenthalten. Außerdem wird das ohnehin schon miserable Bildungsniveau von den Herrschern Namibias konsequent ignoriert.

[5] Margit Reiter, Mittelweg 36, Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Dezember 2004/Januar 2005, S.48

der Bismarckfluss als normale Bezeichnungen in der namibischen Gesellschaft etabliert. Das verwundert ein wenig, sind doch von den etwa 1.8 Millionen Einwohnern Namibias (bei einer Bevölkerungsdichte von 2 Menschen auf 1 km²) 86 Prozent Schwarzafrikaner, etwa 6,5 Prozent „Weiße" (denen 40% des Landes gehören; darunter sind 20 000 Deutsche) und etwa 7,5 Prozent sogenannte „Mischlinge". Der geringe Anteil der „deutschstämmig-weißen" Bevölkerung hat auch heute noch generationsübergreifend enormen Einfluss auf die Geschichtsschreibung dieses Landes. Und das ist in der namibischen Gesellschaft nach wie vor weitgehend unhinterfragt. Auch haben heute die wenigen „weißen" Farmer durch ihren nicht unerheblichen Anteil am Bruttosozialprodukt starken Einfluss auf politische Entscheidungen. Zum Beispiel können sie dadurch die von der Regierung angestrebte Landreform beeinflussen, vor der sich viele von ihnen fürchten, da diese wie in Simbabwe aufrührerische Enteignungen zur Folge haben könnte. Wenn Farmenteignungen genauso wie in diesem östlich von Namibia gelegenen Land anstehen würden, wäre die namibische Wirtschaft wahrscheinlich schlechter dran als jetzt. Doch bis jetzt ist es den deutschen Familien weiterhin möglich ihre Kinder gut genährt aufwachsen zu sehen, wohingegen die einheimischen Bevölkerungsschichten die „Wahl" haben, für den Luxus dieser „German Krauts" zu schuften oder sich eben der kargen Subsistenzwirtschaft zuzuwenden.

Das Erlebte als Horror auf Lebenszeit

Als wir am Windhoeker Flughafen (Windhoek ist die Hauptstadt und zugleich größte Stadt des Landes mit 169000 Einwohnern) ankamen, sahen wir viele unserer schlimmen Ahnungen bestätigt und noch bei weitem übertroffen: Fährt man einmal mit einem teuren Reisebus durch das Land, so fällt auf, dass sich die deutsche Gemeinde in den Städten und Dörfern angesiedelt hat und ein sehr wichtiger Faktor für den wirtschaftlichen Aufschwung ist. So verwunderte es wenig, wenn sich in den Läden auch eine gewisse „Allgemeine Zeitung"[6] deutscher Natur finden lässt. Sie selbst wird als die älteste Tageszeitung Namibias tituliert (existierend seit 1916, steht sie in der Tradition, koloniale Scheiße weiterzuverbreiten). Als diese Zeitung mit einem „Tag der offenen Tür" einen Einblick in ihre Arbeit gewährt hatte, titulierte man ein Bild der „Extrasorte" wie folgt: „Traute Runde: AZ-Korrektur-

[6] www.az.com.na

leser Adolf Stephan mit Kurt Werner Lyhs und Heinrich Roth (v.l.n.r). Roth ist mit fast 91 Jahren einer der ältesten Besucher der offenen Tür gewesen. Die AZ liest er seit 1935, als er ins Land kam, täglich – auch heute noch" (88.Jahrgang, Nr.200; Dienstag, 19.Oktober 2004). Diese Zeitung der Gemeinschaft fügt sich wunderbar in die Tradition des Deutschen Schulvereins ein, der seit 1934 existiert und mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in Zusammenhang steht.

Abgesehen von diesen ersten mehr oder minder krassen Eindrücken sind die Bilder der Landschaft sehr einprägend gewesen: Die Halbwüste Namibias mit ihren Dornsavannen und gigantischen Sonnenauf- und -untergängen ist unbeschreiblich schön. Auch die vielen Tierarten und die im Winter angenehmen warmen bis heißen Temperaturen machten die Reise bei allen Unannehmlichkeiten genießbar. Doch auch wenn man sich diesen Eindrücken hingegeben hatte, war doch klar, dass es im nächsten Augenblick schon wieder anders aussehen konnte. Die erste Rinderfarm nämlich, auf der wir übernachteten, war eine Durchgangsstation, um von dort aus auf die Farm zu gelangen, auf der sich die sogenannte „Buschmannschule" befand und die uns weitere Eindrücke der vorherrschenden Verhältnisse vermittelte. Diese speisten sich zunächst einmal aus dem allumfassenden Luxus, den diese Rinderfarm (und auch Touristenfarm) zu bieten hatte: Pool, sehr gutes Essen, einen alten Tennisplatz, Fernsehraum/Internet, Bar am Lagerfeuer, Tierreichtum, Sonne und vor allem Ruhe zum Lesen. Doch worauf basierte dieser Luxus? Die schwarzafrikanische Bevölkerung diente auf dieser deutschen Farm als Personal. Es wurde den Gästen – also auch uns – alles zurecht gemacht, von Bedienen über Hauswirtschaften (Wäsche waschen und Essen kochen) bis zum Ausmisten. Der Luxus des Farmerpaars galt so auch für uns. Es stellte sich als schwierig heraus, auf die Angestellten zuzugehen, da wir „Weiße" für sie waren und unsere Position damit schon feststand. Hinzu kam, dass die Angestellten ihren über Generationen vermittelten „Untertanenstatus" nicht einfach ablegen konnten, um sich zu verhalten, als wären sie uns gleichgestellt. Durch diese Erfahrung bedingt, ging uns zum ersten Mal der Gedanke durch den Kopf, von dort so schnell wie möglich abzureisen – aber man wollte ja helfen (wenn nicht hier, dann doch zumindest in der Schule). Man stelle sich vor, als Mensch mit humanistischer Erziehung in eine solche Lage zu kommen und damit umgehen zu müssen. Man konnte es nur passieren lassen, denn einfach mal den Farmern erzählen, wie scheiße sie sich verhalten, anstatt aus ihrer Geschichte zu lernen, das war nicht drin! Denn sie hatten wirklich nichts gelernt: Im gemütlichen Heim mit deutschem Fernsehen und Radio, „Allgemeiner Zeitung", deutscher Kuckucksuhr und deutschen Gästen konnte nicht ein Fünkchen Gutes entstehen. Eher unterhielten sie ihre Gäste mit gefährlichem rassistischen Gelaber: Als wir z.B. eine Farmrundfahrt machten und von einem „Schwarzen", mit seinem Sohn rumgefahren wurden, erzählte uns der Farmer, warum er diese Rasse (!) eingestellt hätte: Sie würde nicht so viel reden, alles gewissenhaft erledigen und vor allem sei sie nicht so schwarz (!!!). Am liebsten hätte man diesem Assi einfach auf die Fresse gehauen und wäre gegangen. Aber wie schon gesagt: Jegliche Widerrede oder physisches Begreiflichmachen hätte das Ende unserer Reise bedeutet und damit unsere Absicht zu helfen zunichte gemacht. Aber nicht nur, dass sich dieser „normale", seit Generationen vermittelte Rassismus in Worten ausdrückte, auch

die materiell-strukturellen Zwänge sind für die Angestellten enorm ausgeprägt: Bei einer Arbeitswoche von 45-60 Stunden und einem Monatslohn von 473 N$ (ungefähr 60 Euro) plus zusätzliche Rationen war es gerade so möglich, die kinderreichen Familien zu ernähren. Damit ging es den Angestellten auch noch verhältnismäßig gut, d.h. sie mussten nicht Hunger leiden und konnten auf die Unterstützung der Farmer zählen, wenn sie Probleme hatten. Die Farmerleute wollten so vielleicht sogar Gutes für die MitarbeiterInnen, reflektierten aber nicht, dass sie selbst aufgrund der Ausbeutung ihrer Angestellten wie die Made im Speck leben. Die Gäste dieser Farm gaben sich manchmal extrem reaktionär: Zuweilen musste man sich, nachdem die „schwarze" Bedienung den pompösen Raum verlassen hatte, alle rassistischen Ressentiments gefallen lassen, die überhaupt vertreten werden können. Als Beispiel soll ein deutscher Veterinär mit seiner Frau herhalten, der von seiner Jagd auf „schwarze" Diebe erzählte und sich brüstete, wie toll doch seine Waffen seien. Er brachte uns mehrmals zum Ausrasten, als er parolenartig von den angeblichen Merkmalen der „Neger oder Kaffer" erzählte: Im Stehen würden sie stehlen und im Liegen ficken. Übler geht's nimmer!! Die Verarbeitung dieser Scheiße fiel schwer, weil immer wieder neuer Mist hinzukam. Wir unternahmen eine Reise ins sogenannte „Buschmannland" und wurden mit der Intention dahingeschickt, zu prüfen, ob die Eingeborenen ihrer Arbeit gewissenhaft nachkamen. Dort wurden wir mit der Existenz eines „lebenden Museums" konfrontiert, in dem die frühere autochthone Lebensweise dargestellt war – natürlich von „authentisch" aussehenden Darstellern und für diejenigen, die es sich leisten können, d.h. Weiße. Wir bekamen mehr und mehr Einblick in die Situation der Schwarzen, von denen viele an Unterernährung leiden, in äußerst ärmlichen Lehm- oder Blechhütten und unter unhygienischen Bedingungen leben. Die Arbeitslosigkeit liegt in ganz Namibia bei etwa 30 bis 40 Prozent und hier zeigten sich die Auswüchse sehr extrem. Viele Menschen sind mit HIV infiziert[7]. Und diejenigen, die arbeiten, erhalten Hungerlöhne und bekommen trotz der Arbeit nicht die Möglichkeit, in höhere soziale Schichten aufzusteigen. Betteln und absolut unzulängliche Subsistenzwirtschaft sind „Alternativen", um zu überleben. Die Gewalt, die unter solchen sozialen Bedingungen erfahren

[7] Durch die hohe Aidsrate von 22,5% (!) (zum Vergleich: Deutschland hat eine Rate von 0,1%; Stand: 2001) wird nach „Informationen der International Labour Organisation (ILO) [...] Namibia bis zum Jahr 2020 durch HIV/Aids 25% bis 35% seiner Arbeiterschaft verlieren." (Allgemeine Zeitung, 16.9.2004, S.3); Diese schlimmen Aussichten werden durch den Fortgang des Zeitungsartikels als schlecht für die Industrie (!) gebrandmarkt – so müsse man deswegen unbedingt etwas unternehmen...

wird und die durch die weitgehende Abstinenz von Bildung das Individuum ungebremst ergreift, setzt sich innerhalb der patriarchalen Familienstrukturen verbal und körperlich fort, etwa zwischen Geschwistern. Die soziale Situation der Schwarzen dient den rassistischen Weißen in Namibia auch noch zur Belustigung. Mit dem Witz, dass die Schwarzen wegen ihres wenigen Eigentums das Glück hätten, nicht so schwere Umzüge meistern zu müssen, glaubte eine Farmerfrau, uns erheitern zu können. Nachdem wir die erste Farm verlassen hatten, setzte sich der Wahnsinn fort. Unsere Übernachtung in einem christlichen Schulzentrum erlaubte uns nicht nur Einblicke in die aufdringliche christliche Erziehung der deutschsprachigen Kinder, sondern auch in eine dort – für alle – ausliegende Zeitschrift mit dem Namen „Der Eckart". Schon ihr Titelmotto verriet ihre politische Richtung: „Soweit die deutsche Stimme reicht"[8]. Ihr Inhalt bestand aus Antiamerikanismus und der Anbetung des deutschen Kulturvolks. Die Gespräche, die uns in diesem Schulzentrum ereilten, waren nicht anders.

Die Farm der „Buschmannschule"

„Die Präsenz der deutschen Geschichte und Kultur ist in Namibia unübersehbar, nicht nur durch deutsche Symbolorte und Straßennamen, sondern auch durch die dort lebenden Deutschen und die deutsche Sprache. Seit Beginn der 1880er Jahre, seit Ankunft der ersten deutschen Missionare, Kolonialisten, Schutztruppen, ist die Gesellschaft deutsch geprägt."[9] Um dieses Zitat zu unterstreichen, soll hier die nächste Farm herhalten, an der wir unsere persönliche Entwicklungshilfe leisten wollten. Auch diese Farm wurde von einem sympathischen Paar bewohnt: Der Farmer war durch seinen Vater (1902 in Dresden geboren und 1943 von den Sowjets vertrieben) nach Namibia gekommen, um hier die „alte Schule" weiterzuleben (an der Wand hingen u.a. eine Karte von Deutsch-Südwest, Verse des Südwester-Liedes, ein Porträt von einem kaiserlichen Reichsoffizier; auf dem Tisch reihten sich Jubiläumsgläser mit der Aufschrift des 1934 (!) gegründeten Deutschen Schulvereins). Als Choleriker schrie der Farmer wütend durch die Gegend und als Patriarch ließ er die Küchenarbeit von seiner Frau oder den Angestellten erledigen. Das Farmerhaus, eine ehemalige deutsche Kavalleriestätte, erinnerte an sehr alte Zeiten. Die Technikfeindlichkeit des Farmerehepaares tat ihr übriges und verhinderte einen Kontakt mit der Außenwelt –abgesehen von einem deutschen Radiosender, der „Allgemeinen Zeitung" und Gott, der allgegenwärtig war (zumindest in der Einstellung und den Gebeten des Farmerehepaars). Gott bestimme alles, auch den menschlichen Willen und den Todeszeitpunkt jedes Individuums. Manchmal jedoch schien der Farmer über diesen Zeitpunkt bestimmen zu wollen oder zumindest zu glauben, dem Willen Gottes nachzuhelfen. So mussten auf seinen Befehl hin schwarze Angestellte Arbeiten durchführen, die lebensbedrohlich waren. Überhaupt hatten jene – und selten er – die Drecksarbeit zu machen. Und dafür bekamen sie einen so geringen Lohn, dass ihnen die Fahrt in den nächsten Ort unmöglich war. Das meiste Geld (ca.

[8] Da diese Zeitung zum Glück keine Website hat, seien die hier aufgeführten Links empfohlen: http://www.hagalil.com/archiv/2005/01/eckart.htm, http://www.dsz-verlag.de/Artikel_04/NZ40_4.html, http://www.nrw.vvn-bda.de/hma/an_2005_04.htm

[9] Margit Reiter, Mittelweg 36, Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Dezember 2004/Januar 2005, S.49

80% des Lohns) gaben sie daher im farmeigenen Shop aus. In den Gesprächen des Farmerehepaars firmierten sie als faules Pack, unfähig, einen Staat zu organisieren und eine funktionierende Wirtschaft aufzubauen und daher einer führenden Hand bedürftig. Der positive Referenzpunkt im Weltbild des Farmerehepaars war der Kaiser und die mit diesem verbundenen alten Werte. In Acht nehmen müsse man sich vor der „gelben Gefahr" (gemeint waren asiatische Einwanderer), die nicht nur den namibischen Markt mit billigen Waren, sondern auch das Land mit Drogen überschwemmen würde. Um das schaurige Bild dieser Farm, auf der wir unseren Dienst antraten, zu komplettieren: Es gingen zahlreiche deutsche Urlauber ein und aus, um munter ihr wahnhaftes Weltbild mit Gleichgesinnten auszutauschen.

Eine Lehre aus der Entwicklungshilfe

Eins unserer größten Probleme in der Schule war die Verständigung: Durch die Tausenden unterschiedlichen Sprachen des afrikanischen Kontinents, die u.a. auf Schnalz- und Klacklaute basierten, diente die Kolonialsprache Africaans – eine Mischung aus Niederländisch, Englisch und Deutsch – als Unterrichtssprache. Deshalb mussten wir sie so schnell wie möglich lernen.

Die Einweisung ins Schulgeschehen durch zwei südafrikanische oder namibische „weiße" LehrerInnen entsprach unseren bisherigen Eindrücken: Sie vermittelten uns, wie es sei, sich als LehrerIn vor eine Klasse „sehr ungezogener Buschmannkinder" zu stellen und deren „angeborenes Gefühl zur Natur" zu respektieren. Wenn wir die Klasse betreten, sollten wir uns wie „Weiße" verhalten, um unsere autoritäre Haltung vor ihnen zu wahren. Schließlich verträgt sich die Mentalität der „Weißen" mit der der „Schwarzen" nicht sonderlich, und eine von beiden müsse den Ton angeben, nämlich – geschichtlich interpretiert – die „Weißen", also wir. Durch das Elend bedingt (niemand von den Kindern besaß etwas außer der zerlumpten Kleidung, die kaum Schutz vor der Kälte am frühen Morgen oder späten Abend bot) neigen die Kinder zum Stehlen und dazu, uns auf allen Gebieten auszutesten. Das hieß konkret, dass sie oft versuchten, Aufmerksamkeit auf sich zu lenken (z.B. durch Schlagen ihrer MitschülerInnen) und unsere Reaktion abwarteten, die dann über den Fortgang unserer weiteren Tätigkeit bestimmen sollte. Die Kinder (6-16 Jahre alt; manche wussten ihr Alter nicht, da es kaum Geburtsurkunden gab) zeigten ein für europäische Maßstäbe abnormales Verhalten: Sie sprachen sich gegenseitig Drohungen aus, bespuckten und schlugen sich und des Öfteren warfen sie Steine aufeinander, was nicht selten zu Verletzungen führte. Auch spielten die Kinder in ihrer Freizeit ein Spiel mit Magalanis (einer harten Frucht), das sich riotähnlich abspielte und bei dem es darum ging, in Gruppen andere anzugreifen. Manchmal machten sie sich einen sadistischen Spaß daraus, Tiere zu quälen. Die Frage nach der Ursache für solch ein Verhalten lässt sich auch aus den traditionell ärmlichen und autoritär-patriarchalen Familienverhältnissen erklären, die nicht selten Misshandlungen für die Kinder bedeuteten. Die Möglichkeiten, gesellschaftlich aufzusteigen, sind für viele der Familienangehörigen so gering, dass sie wohl oder übel generationsübergreifend an der Farmwirtschaft teilnehmen und dadurch den Status quo aufrechterhalten, der sehr an koloniale Zeiten erinnert. Die privat-christliche Schule, die sich auf dem Farmgelände selbst befand, bekam kaum staatliche Subventionen – außer dem

Essen zahlte der Staat noch 10N$ im Jahr (!) pro Kind (allein das Schulgeld, das von den Eltern bezahlt werden musste, betrug ein Vielfaches). Die Schule selbst hatte eine sehr bescheidene Einrichtung, allenfalls den Standard einer gehobenen „3.Welt"-Schule (festes Gebäude, Wasser, Strom). Viele der Kinder hatten das Vorschulalter längst überschritten und waren schon viel zu alt, um am Unterricht der unteren Klassenstufen teilzunehmen. Aber die Aussichten, mit diesem grundlegendsten Wissen etwas anzufangen, waren aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit so erbärmlich, dass die Hoffnungen, den Kindern wirklich helfen zu können, im Keim erstickten. Dennoch bestand, wenigstens formell, die Möglichkeit, dass ein Kind den Aufstieg in eine andere Schule schaffte. Dieser Umstand paarte sich mit dem Bestreben, den Kindern das nötigste Wissen zu vermitteln, um im Farmladen einkaufen zu gehen (viele der erwachsenen Angestellten mussten ihren Lohn mit einem Fingerabdruck entgegennehmen, weil sie des Schreibens nicht mächtig waren – bei einer Alphabetisierungsrate von 81% der Bevölkerung über 15 Jahren). Dokumente zu entziffern, was z.B. für eine Wahl unerlässlich ist, oder vielleicht später einmal ein kluges Buch zu lesen ist für die Kinder illusorisch. Der positive Bezug auf Kulturen, die die LehrerInnen als naturgegeben hinnahmen, ging einher mit Eigenschaftszuschreibungen, denen die „Buschkinder" sich nicht entziehen können: Sie würden auf Grund ihrer kulturellen Eigenarten (oder auch rassischen Merkmale) die Nahrung der „Weißen" nicht essen[10], Spielzeug wegwerfen oder zerstören bzw. Geschenke als „wertlos" betrachten, weil sie es ja umsonst bekamen (so waren die

Weiße essen nicht mit Schwarzen

[10] Wir für unseren Teil saßen jeden Tag an einem vollgedeckten(!) Tisch und aßen vor den Kindern – wegen Aufsichtszwecken. Diese bekamen jeden Tag Porridge/Maisbrei,

Mitbringsel unsererseits – als Geschenke gedacht – nur unter Inkaufnahme des Verlustes unserer Autorität zu haben; die Kinder hatten es sich angewöhnt, wenn sie einmal Geschenke bekamen, diese auch jeden Tag wieder einzufordern, sonst hätten sie sich dem schulischem Betrieb verweigert). Die Oberlehrerin dieser Institution, auch „bitch" genannt, versuchte uns nun tatsächlich begreiflich zu machen, dass disziplinarischen Maßnahmen (anschreien, in Reih und Glied stehen, Gewalt androhen, Gewalt ausüben ...) wichtig seien, um die Mindeststandards von Hygiene, denen die Kinder außerhalb des Schulgeländes gar nicht nachkommen konnten, und einen geregelten Schulbesuch zu ermöglichen bzw. um die Kinder überhaupt von ihren asozialen Verhaltensmustern abzuhalten und ihnen die Normen bzw. Regeln der „weißen" Gesellschaft zu lehren, die für sie dann später essentiell seien. Abgesehen davon, dass es für uns von vornherein schwierig war, uns in die Rolle eines Lehrkörpers einzufinden, mussten wir auch noch diese unsäglichen Zwänge umsetzen. Es war den Kindern noch nicht einmal klarzumachen, dass wir auf „weiße" Autoritäten ebenso scheißen und dass wir nicht so sind wie die anderen Deutschen. Doch wie kann man mit dieser Situation als vernünftig denkender Mensch umgehen? Schon alleine die Tatsache, dass die Schule christlich[11] geführt wurde (als Grundlage diente eine Bibel in Africaans von1933 [!]), was die Kinder, die biblische Namen trugen, von größerem Unheil abhalten sollte, konnte unseren Zwiespalt zum Gegebenen nicht vermeiden. Eigentlich sollte die „Kritik der Religion [...] die Voraussetzung aller Kritik" (Marx) sein, aber unter diesen Umständen war es besser so als anders: Bevor die Farmangestellten sich dem Christentum zuwandten, tranken sie Alkohol, stachen sich mitunter im Saufgelage ab und vergewaltigten ihre Frauen. Wäre das christliche Glaubensbekenntnis vor mehr als zehn Jahren nicht eingeführt worden, hätte es auf jeden Fall heute schlimmer ausgesehen. Fängt man aber an, diese Form der Religiosität zu verteidigen, womit die unmenschlichen Zustände verlängert werden und die Hoffnung auf Emanzipation begraben, dann muss doch die Frage aufkommen: Wozu das Ganze?[12] Diese Frage warf sich auf, und ich hab keine Ahnung, wie wir uns hätten anders verhalten sollen. Die Hoffnung zu wahren, dass die Kinder immer was zu essen im Bauch haben (von ihren Eltern bekamen sie kaum

der nicht – wie normal – gelb war, sondern weiß, denn hier wurden nicht die eigentlich nahrhaften Maiskornhüllen verarbeitet. Jene wanderten in die Mägen der Rinder (!), die viel Geld für die Regierung einbrachten. Diese hirnrissige Dummheit der LehrerInnen konnte auch nicht mit dem Argument beseitigt werden, dass die Kinder – wer noch nicht ausgerastet ist, der/die tut es wahrscheinlich jetzt – unsere Orangenschalen aus den Mülltonnen rausholten, um sie als Beigeschmack für ihre Mahlzeit zu nutzen.

[11] 80-90% der Bevölkerung gehören dem christlichen Glauben an (davon über 50% den Lehren des Antisemiten Luthers...dazu ausführlicher der Text im CI Nr.88: Deutscher Arbeitswahn und Antisemitismus

[12] „Der indische oder chinesische Kuli, der sein Schicksal unbewußt, wie selbstverständlich gottergeben tragend dem Joch dient, leidet innerlich weniger als derjenige, der um die grauenhafte Ordnung der Dinge weiß, der also bewußt sich gegen die Sklaverei empört. Wer würde fordern, daß man aus Gründen der Menschlichkeit dem Kuli die Wahrheit über sein Leiden vorenthalten soll? Nur der Mystiker, sein faschistischer Auftraggeber und irgendein chinesischer Professor für soziale Hygiene. Diese 'Menschlichkeit' ist Verewigung der Unmenschlichkeit und ihre Verhüllung gleichzeitig." (Wilhelm Reich, Die Massenpsychologie des Faschismus, S.176)

etwas), dass sie vielleicht in der Farm angestellt werden (was mitunter die bessere Wahl ums Verrecken war) und obendrein in emanzipatorischer Absicht handeln könnten, war nur unter folgenden Umständen möglich: autoritäre Lehrkörper mimen, den rassistischen Alltag ertragen, den geschichtsrevisionistischen Umgang mit Kaiserreich/Nazireich/Deutschland runterschlucken etc. Da wir an den gegebenen Umständen rein gar nichts ändern konnten, blieb die Frage offen: Was wäre, wenn nicht wir, sondern andere unsere Aufgaben übernommen hätten? Hätte das die Situation grundlegend geändert?
Um nun die Aussicht auf Besserung unserer Lage gleich zu negieren, wenden wir uns dem „normalen Buschmann-Schulalltag" zu.

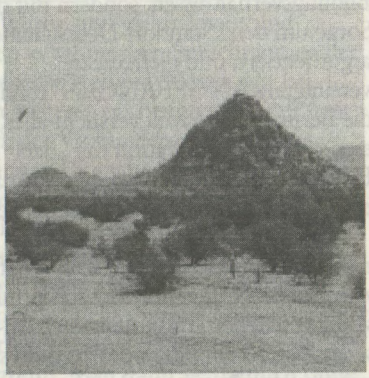
Der geregelte Schulbesuch

Nach dem Aufstehen, vorbildhaft pünktlich um sieben, stand man stramm und sang die Nationalhymne Namibias gesungen (deren englischsprachigen Text kaum jemand verstanden hat): *Namibia, land of the brave/Freedom fight, we have won/Glory to the bravery/Whose blood waters our freedom/We give our love and loyalty/Together in unity* ... Danach wurde gebetet, die Lehrerin las aus einer Kinderbibel kurze Passagen vor, und später sprachen die Kinder, die nie Kuchen gegessen hatten, Reime nach, die sich um Kuchenbacken drehten. Aus sozialpädagogischer Sicht sollte dies Wiederholen von Sätzen das Erlernen der Unterrichtssprache erleichtern; denn viele sprachen nicht Africaans. Es folgten christliche Lieder und der Übergang zum Morgensport (mit einem Reifenparcours, der als einzige Sitzmöglichkeit außerhalb der Klassenräume errichtet wurde), in Verbindung mit dem schwer durchsetzbaren Toilettengang. Auf den Morgensport legten die LehrerInnen besonderes Augenmerk, weil die Voraussetzungen für die Disziplinierung in den Klassenräumen hier geschaffen werden sollten. Konnte ein Kind den Parcours springend einwandfrei überwinden, dann besaß es möglicherweise die Fähigkeit, Schreiben und Lesen zu erlernen. Manche der Kinder waren von derart schmächtiger körperlicher Verfassung, dass sie nur mit Schwierigkeiten die koordinierte Schnelligkeit erlangen konnten und getrimmt werden mussten. Die Oberlehrerin setzte auch auf (Androhung von) Prügelstrafen, wenn nicht alles so glatt ging, wie sie es sich vorstellte, oder sie auch nur einen schlechten Tag hatte. Verstehen kann und muss man das alles nicht. Nur erzeugte die harte elterliche Erziehung bei den Kindern einen Widerstand, der erst brach, wenn sie die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten; wollte man also einen „normalen" Schulbetrieb aufrechterhalten, musste man sich des Anschreiens und Anstoßens der Kinder bedienen – es ist einfach unglaublich, dass hier die Vernunft einfach auf der Strecke blieb, egal wie man handelte. Die direkte Gewaltherrschaft wurde als legitimes Mittel von allen außer uns anerkannt. Andererseits diente diese Tortour zur Stärkung der eh schon schwachen Muskulatur, wie auch die Ausgabe von zweimal Essen täglich und Vitaminpillen, die den Mangel an Obst und Gemüse abdecken sollten. Und das war nur in schulischem Rahmen möglich.. Die ganze Situation wirkte sich für uns logischerweise auf das gemeinschaftliche Farmleben aus, das hinter Stacheldraht und mit Hunden[13] bewacht stattfand (äußerer Rahmen mit Zäunen für die Rinder, Schule und Lehmhütten für die

[13] Es schien sogar so, als ob die Hunde der Hautfarbe nach unterschieden, d.h. sie bellten extrem wenn sich „Schwarze" näherten.

Familien der Angestellten; innerer Rahmen das traute Familienleben und wir mittendrin). Da wir keinen wirklichen Kontakt zu diesem bekloppten Paar suchten (worüber sollte man mit denen auch reden – über Kuhscheiße vielleicht oder „unsere gemeinsame Heimat"?), stellten sie uns auch vor die Wahl entweder uns mehr zu integrieren – obwohl doch, wie sie sagten, das Farmleben „wie von selbst" funktionieren würde und das Mitarbeiten mehr einem spaßig-soliden Beschäftigtsein diente – oder zu verschwinden. Zunächst einmal entschieden wir uns für die Kompromissebene; wir stellten die Ohren auf Durchzug und konzentrierten uns auf unsere Aufgabe an der Schule (von der ich als Mann, laut Meinung der „Oberlehrerinnen", eigentlich keine rechte Ahnung haben konnte). Doch da sich die Situation an der Schule verschlimmerte und die Lehrerinnen uns beschuldigten, wir hätten Disziplinlosigkeit bei den Kindern verursacht (seit unserer Ankunft erst würden die Kinder durchdrehen, sich dem Unterricht verweigern usw.) und verlangten, entweder die Disziplin mit Schlägen durchzusetzen oder zu gehen, sind wir gegangen. Diese krasse Situation verschärfte sich noch, als das Farmerpaar uns als Fremdkörper (oder auch Parasiten) in ihrer Gemeinschaft brandmarkte und nicht verstehen konnte, warum wir so viel Geld für den Flug ausgaben, um dann unsere Aufgabe in der Schule nicht gewissenhaft (d.h. inklusive Misshandlungen) auszuführen. Diese Frage bleibt für mich mit diesem Artikel auch unbeantwortet, aber als emanzipatorisch denkender Mensch muss man so etwas nicht machen. Emanzipation – als Grundlage für Aufklärungsarbeit wie lesen und schreiben lehren – und Antiemanzipation – autoritäre Erziehung – und sind hier aufeinandergeprallt, ohne dass dieser Dissens für uns glücklich gelöst worden wäre. Es gab auch einwandfreie Zeiten, in denen sich ein Mittelweg ausmachen ließ, der Freude und glücklichen Momente für die Kinder und uns darstellte. Aber wir fühlten uns vorwiegend beschissen (auch wegen unseres „weißen" Arsches), weil wir zwar den Kindern helfen konnten[14], aber andererseits den Luxus genossen, den die Eltern dieser Kinder, die in größter Armut lebten, bereitstellten. Da die Entwicklungshilfe auf Grundlage der „weißen" und deutschen Verhältnisse basierte – der Ordnungs- und Disziplinierungswahnsinn somit integraler Bestandteil war – muss man sich eingestehen, dass es sich um eine Illusion gehandelt hatte, hier wirklich helfen zu können. Inwieweit es also möglich ist, einen gewissen Handlungsspielraum in der Gesellschaft zu nutzen, der es zulässt, sich um Menschen in „rückständigen Ländern" zu kümmern, ohne sich auf die vorherrschenden Verhältnisse einzulassen (ohne deutsch-schulische Disziplin keine Chance zum Aufstieg): Diese Frage bleibt ebenso unbeantwortet.

qws



[14] Die schönen Erinnerungen bleiben auch die Spiele, die wir mit den Kindern ab und zu durchführten. Wir brachten Tennisbälle und Frisbees mit und die Kinder strahlten bis über beide Ohren.

Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz

Anmerkungen zu Nationalstolz und Patriotismus

Die Zeiten, in denen Nationalstolz ausschließlich die Angelegenheit prügelnder und grölender Nazis war, sind lange schon vorbei. Gerade seit dem Mauerfall 1989 und verstärkt wieder in den letzten Monaten dreht sich nicht mehr nur an den Stammtischen, sondern vor allem in Polit-Talkshows und anderen öffentlichen Debatten vieles um die Frage, wie viel „gesunden Nationalstolz" ein Deutscher haben sollte und vor allem warum. Bei Sabine Christiansen streitet man heftig, welche Partei – im Gegensatz zur NPD – den besseren und aufrichtigeren Patriotismus habe; bei den Protesten an Universitäten wird nicht mit den eigenen Bildungsverhältnissen, sondern mit der Sorge um den „Standort Deutschland" argumentiert; und die Künstlervereinigung ANGEFANGEN[1] rund um die Berliner Band Mia versucht alles, um eine völlige Identifikation mit „der Heimat" möglich zu machen ohne dabei ein Geschichtsbuch auch nur anzufassen.

Es fertig zu bringen, stolz auf so etwas wie Deutschland zu sein, schaffen zwar offensichtlich nur Menschen mit völlig gescheiterten Existenzen: Menschen, die zu einfältig oder zu blöd sind, um an sich selbst etwas Positives oder Wertvolles zu finden. Doch fällt bei genauerer Betrachtung auf, dass Nationalismus nicht einfach nur strunzdumm, sondern oft auch gefährlich ist. Denn mit dem positiven Bezug auf das „Wir" ist es nicht weit zur Bestimmung und Ausgrenzung des wie auch immer bestimmten „Anderen". Dass z.B. die Popularität von rechtsextremen Kreisen und die Zahl der politisch rechts motivierten Morde in Deutschland immer gleichzeitig mit den öffentlichen Bekenntnissen zu einem „gesunden Patriotismus" zunehmen, ist wohl kaum nur ein Zufall. Es ist also einmal mehr wieder an der Zeit, jegliche Form von Nationalismus, ebenso wie seine Grundlagen, rücksichtslos und scharf zu kritisieren.

Alter Wein in neuen Schläuchen

Wie bereits erwähnt, ist es wieder populär, in öffentlichen Debatten, im Fernsehen oder in Internetforen darauf zu pochen, dass man „sich als Deutscher fühlen will", dass „Heimat alles ist" oder dass „man guten Grund hat, auf viele Dinge in seinem Land stolz zu sein". Schulterklopfend wird sich gegenseitig

[1] www.angefangen.de

bescheinigt, dass man solche angeblichen Gefühle nicht von den Nazis vereinnahmen lassen und man risikobereit auch mal wieder das „verbotene D-Wort" sagen wolle. Aber seit wann soll das denn bitte verboten sein? Stehen etwa ganze Berufsgruppen von Politikern, Talkmastern und Künstlern schon mit einem Bein in der Illegalität?

Der positive Bezug auf die Nation ist weder neu, noch wurde eine Mehrzahl von Leuten deswegen in den letzten Jahren ausgegrenzt. Vielmehr gibt es zahlreiche Begründungen, welche für die Rechtfertigung einer Nation oder eines Nationalgefühls herangezogen werden. Die meisten gibt es nicht erst seit diesem Jahrhundert, und falsch sind sie alle. Neben der Theorie, dass eine Nation nur bloße Zweckgemeinschaft von Individuen zur besseren Durchsetzung ihrer Interessen ist (darauf wird später näher eingegangen), liegt den meisten Rechtfertigungen die Annahme zugrunde, dass die Mitglieder einer Nation durch so etwas wie eine natürliche Volkszugehörigkeit vereint sind. Eine natürliche Begründung erfüllt hierbei den Zweck, dass es nun nicht mehr nötig erscheint, mit Vor- oder Nachteilen für die Individuen oder mit deren Entscheidungsfreiheit zu argumentieren. Schließlich kann man sich nicht gegen das wehren, was einem „natürlich", also in den Genen liegend und von Geburt an unveränderbar mitgegeben ist.

Um so eine Kategorie wie „Volk" überhaupt erst mal natürlich zu begründen, bedarf es allerdings schon einiger merkwürdiger Argumente. Angeblich werden wir Deutschen zusammengehalten durch eine gemeinsame Kultur o. Ä., welche uns quasi von Geburt anderen „Kulturen" fremd macht. Nicht nur, dass diese angebliche „Kultur" notwendig von ihren Befürwortern gegen zu große Einflüsse, z.B. durch sog. „Ausländer" verteidigt wird, sollte Anstoß geben, derartige Kategorien abzulehnen. Es ist ferner schon mehr als abstrus, überhaupt eine kulturelle Gemeinsamkeit aller Deutschen zu behaupten. Was haben denn bitte die Holzschnitzer aus dem Erzgebirge mit dem Karneval im Ruhrgebiet oder dem bayrischen Weißwurstessen gemeinsam, außer dass sie unter dem Oberbegriff „deutsch" gefasst werden? Und wieso sollte sich z.B. jemand, der gerne Diskos oder Konzerte besucht und Alkohol ebenso wie andere Drogen nimmt, positiv darauf beziehen? In deiner Umgebung sind sicherlich zahlreiche Deutsche, mit denen du nicht das geringste zu tun haben willst; und wer sagt denn, dass du dich nicht mit jemandem aus Paris oder New York viel besser verstehen kannst bzw. viel mehr „kulturelle Vorlieben" teilst?

Noch weniger schlüssig als der Bezug auf die heutige Kultur ist zudem der schlichtweg lächerliche Verweis auf die „gemeinsame kulturelle Vergangenheit", auf geschichtlich bedeutsame Menschen wie „unseren Goethe". Was verbindet denn z.B. einen fernsehgeprägten Arbeitslosen aus Hoyerswerda mit Johann Wolfgang von Goethe – abgesehen davon, dass er möglicherweise in der Schule ein Buch von ihm lesen musste? Durch nichts außer der Beschäftigung mit seinen Werken kann man eine Verbundenheit zu Goethe erlangen und diese Werke sind weltbekannt und werden in zahlreichen Sprachräumen der Erde ebenso studiert. Womit wir bei einem weiteren oft benutzten Argument wären: der Verbundenheit durch eine gemeinsame Sprache. Zwar sprechen die meisten Leute in Deutschland vorwiegend Deutsch, aber zum einen wird Deutsch auch in Österreich und der Schweiz gesprochen und zum anderen hat Sprache nicht im geringsten etwas mit Natürlichkeit oder genereller Verbundenheit zu tun. Man kann sie nämlich ohne weiteres lernen.

Indem man also versucht, nationale

Verbundenheit durch derartige Kategorien zu rechtfertigen oder besser gesagt, indem man überhaupt erst versucht, eine Nation völkisch-kulturalistisch zu begründen und als etwas Natürliches, sprich als vom einzelnen Menschen nicht veränderbar darzustellen, argumentiert man nicht nur zweifelhaft, sondern schlichtweg falsch. Hinzu kommt, dass – rein logisch betrachtet – mit der Behauptung, bestimmte Menschen gehören natürlich zusammen, bereits zahlreiche fatale Schlussfolgerungen gesetzt sind. Hier gilt: „Wer A sagt, muss auch B sagen". Wer Menschen einem Volk zuordnet, der muss das immer zu Lasten der besonderen Unterschiede und Vorlieben der Individuen tun und macht sie durch die Reduzierung auf ihre sog. Volkszugehörigkeit zu bloßen Einheiten eines Kollektivs. Was den Menschen im Zuge einer solchen Argumentation fälschlicherweise ausmacht, sind nicht mehr seine persönlichen Besonderheiten, die Art, wie er sich zu seinen Mitmenschen verhält u. Ä., sondern im Wesentlichen seine Einordnung in eine Gruppe. Diese gedankliche Basis enthält schließlich auch den Nährboden für Forderungen, sich gemäß „der eigenen Kultur" zu verhalten oder Menschen, die an der freien Auslebung ihrer Interessen interessiert sind, als „kulturlos" oder gar „volkszersetzend" zu diskriminieren. Die Zuordnung von natürlichen bzw. völkischen Eigenheiten kommt daher einer völligen Absage an Entscheidungsfreiheit und Individualität gleich. Die Vorlieben der Menschen haben eben kaum etwas damit zu tun, wie ihre DNA aussieht, welche Hautfarbe sie haben oder welche Nationalität auf ihrem Pass steht. Als gesellschaftlich geprägte Eigenschaften sind sie ebenso entwicklungsfähig wie veränderbar und dadurch keineswegs natürlich oder auf ewig gleich. Wer also „Volk" sagt und damit nicht nur Bevölkerung sondern eine natürliche bzw. unveränderbare Kategorie meint, wer verschiedene Nationen durch „verschiedene Völker" begründen will, der erklärt dem individuellen Menschen ebenso wie der Forderung nach seiner Freiheit unweigerlich den Krieg.

Der Staat, der Staat ...

Wie bereits oben schon kurz erwähnt, muss man keineswegs zwangsweise völkisch-kulturalistisch argumentieren, um die Existenz von Nationen zu rechtfertigen. Auch wenn in Deutschland die Vorstellung von „verschiedenen Völkern" stark verbreitet und meistens der erste Schritt in die nationalistische Argumentation ist, so wird der Zusammenschluss zu einer Nation oft auch nur damit begründet, dass bestimmte Menschen sich vereinen, um ihre Interessen besser durchsetzen zu können und ihren

Wohlstand zu erhöhen[2]. Nach diesen Theorien, welche auch einen erheblichen Teil des GK-Unterrichts einnehmen, wird der Staat oder die Nation als eine Art freiwilliger Vertrag zwischen all ihren Mitgliedern erklärt, um dem Einzelnen überhaupt erst den vollen Zugang zu den gesellschaftlichen Ressourcen zu ermöglichen und Dinge wie Arbeitsteilung, Bildung oder medizinische Versorgung zu organisieren. Dadurch werden dem Individuum zwar bestimmte Pflichten und Einschränkungen auferlegt (Gesetze, Steuern oder Wehrpflicht zum Beispiel), doch würde die Gesamtrechnung zu seinem Gunsten aufgehen. Auf diese Weise scheint der nationale Zusammenschluss auch ohne die wahnhafte Verteidigung völkischer Kategorien als sinnvoll einfach nur dadurch, dass eine gewisse Gleichheit der menschlichen Interessen bzw. ein allgemeines Verlangen nach Wohlstand und Sicherheit vorausgesetzt wird.

Bereits die Rede von einem „freiwilligen Zusammenschluss" ist allerdings schon völliger Blödsinn. Jemand, der heutzutage nicht bereit ist, Steuern zu zahlen oder seiner Wehrpflicht (gegebenenfalls auch seinem Zivildienst) nachzukommen, wandert ins Gefängnis. Der Vereinigung „Staat" oder „Nation" tritt man nicht bei, es besteht von Geburt an eine Art Zwangsmitgliedschaft – ob man will oder nicht. Außerdem werden wir sehen, dass ein Zusammenschluss von Menschen nicht gleichbedeutend sein muss mit dem Zusammenschluss zu einer Nation. Diese Erklärung dient vielmehr nur der Verewigung bestehender Zustände und lässt daher grundlegende Eigenschaften der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft außer acht.

In ihr ist die Vereinigung von Menschen zu einer gemeinsamen Produktion und Gesellschaftsorganisation nämlich nicht einfach nur geprägt durch die individuellen Vorlieben von Menschen, sondern durch den Gegensatz von Kapitalisten und Lohnarbeitern. Es gibt in unserer Gesellschaft nämlich zum Einen Eigentümer von Produktionsmitteln wie Fabriken und zum Anderen Menschen, die außer ihrer Arbeitskraft nicht viel Verwertbares besitzen. Dieser Unterschied in den Eigentumsverhältnissen führt nun dazu, dass es den Eigentümern von Produktionsmitteln überlassen ist, eine gewinnbringende Produktion zu organisieren, indem ein gewisses Startkapital wie Maschinen, Räumlichkeiten, Rohstoffe und Geld dazu verwendet wird, Waren herzustellen, welche schließlich auf dem Weltmarkt verkauft werden müssen. Diese Rolle des Unternehmers stellt allerdings für den Kapitalisten keineswegs nur ein Privileg dar, sondern ebenso einen gewaltigen Zwang. Er ist nämlich unbedingt dazu verpflichtet, dass der Verkauf seiner Waren nicht nur seine Kosten deckt, sondern dass der Erlös davon mehr Geld hervorbringt, als investiert wurde. Schließlich muss er mit diesem Profit nicht nur seinen eigenen Lebensunterhalt finanzieren, sondern auch die Expansion und Weiterentwicklung seines Unternehmens. Bleibt er nämlich nicht auf der Höhe der Zeit, ist es aus mit dem

[2] Die in diesem Text beschriebenen Theorien zur Beschreibung von Nationen beschränken sich auf eine sehr allgemeine Betrachtung. In der Realität war die Entstehung von Staaten selbstverständlich durch verschiedenste historische Gegebenheiten geprägt, weswegen die hier angeführte Kritik an Nationalstaaten zwar allgemein gültig ist, jedoch nicht fähig, den jetzigen Zustand in Gänze zu beschreiben. Die Entstehung Deutschlands und damit auch die Prägung „deutscher Traditionen" hat bspw. kaum Gemeinsamkeiten mit der Entstehung der USA oder der Gründung Israels. Im Internet unter tomorrow.de.ms wird daher eine Version des Textes zu finden sein, welche durch verschiedene Exkurse versucht, weitergehende Probleme der Kritik an Nationen zu umreißen.

gewinnbringendem Verkauf, da weltweit Kapitalisten um den profitablen Absatz ihrer Waren konkurrieren und sich somit immer weiter unterbieten müssen (sowohl was die Produktionskosten betrifft als auch im Bezug auf den endgültigen Warenpreis). Auch die zur Produktion notwendigen Arbeiter konkurrieren untereinander um den Absatz ihrer einzig nützlichen Ware: der Arbeitskraft. Im Zuge dieses weltweiten Hauen und Stechens nützt diese Form der Produktion weder den Arbeitern noch den Kapitalisten, da der einzige Zweck nur noch die Vermehrung von Geld um seiner selbst willen ist. Es wird investiert, vermehrt, der Konkurrenz wegen erneut investiert, wieder vermehrt und so weiter. Diese ständige Vermehrung von Geld bzw. Kapital bedeutet allerdings nicht nur die Versorgung derjenigen, die daran teilhaben (Kapitalisten und Arbeiter), sondern auch den Ausschluss vom gesellschaftlichen Reichtum für eine riesige Anzahl von Eigentums- und Arbeitslosen, was im Endeffekt dazu führt, dass bspw. in Ländern der dritten Welt zehntausende Menschen am Tag verhungern, da niemand am Kauf ihrer Arbeitskraft interessiert ist und ihnen so die einzige Möglichkeit an Geld zu gelangen verwehrt bleibt.

Nur vor dem Hintergrund dieser Produktionsform, welche nur an der ständigen Vermehrung von Kapital und nicht an den konkreten Menschen orientiert ist, lassen sich auch Nationalstaaten erklären. Denn sie sind nicht einfach nur eine Vereinigung von Menschen, sondern der Garant für die Aufrechterhaltung des selbstzweckhaften und menschenfeindlichen Kapitalverhältnisses. Dies soll nun an einigen Beispielen dargestellt werden.

Damit es bspw. zu einem Vertrag zwischen Arbeitern und Kapitalisten kommen kann, muss eine Rechtsform gegeben sein, die zum Einen die Gleichheit der Vertragspartner garantiert und zum Anderen beide zur Einhaltung ihrer Vereinbarungen zwingt. Diese juristische Gleichheit der Menschen ist zwar nötig, um Verträge untereinander schließen zu können, jedoch stellt sie überhaupt erst die Grundlage für die im Endeffekt realen Ungleichheiten dar. Zu behaupten, Menschen seien gleich, bedeutet heutzutage nämlich genauso viel, wie einen Leistungssportler und einen Kranken zum Wettlauf an der gleichen Linie starten zu lassen. Die angebliche Chancengleichheit sieht davon ab, dass Menschen in verschiedene Eigentumsverhältnisse geboren werden, ebenso wie sie verschiedene Bildungswege gehen oder andere körperliche und geistige Voraussetzungen haben. Damit bedeutet sie nichts anderes als die Zurichtung der Menschen auf die Voraussetzungen des Weltmarktes – und das Aus für diejenigen, die dem nicht gewachsen sind.

Auch die Behauptung, alle Menschen würden sich gegenseitig die Köpfe einschlagen, sich gegenseitig berauben und hintergehen, wenn es die Staatsgewalt nicht gäbe, gewinnt erst vor diesem Hintergrund Bedeutung. In einer Gesellschaft, in der alle Menschen hauptsächlich durch die Konkurrenz auf dem Weltmarkt in Beziehung zueinander treten, ist es selbstverständlich überlebensnotwenig, egoistisch zu sein und nur das eigene Auskommen im Sinn zu haben. Zu behaupten, dass dies natürlich und

auf ewig unveränderbar ist, entbehrt allerdings jeglicher Grundlage und dient als Rechtfertigung für staatliche Gewalt nur der Aufrechterhaltung der herrschenden Ordnung.

Damit die ständige Vermehrung von Geld, das Kapitalverhältnis also, am Leben erhalten wird, bedarf es der Organisationsform in Nationalstaaten. Sie sind sozusagen die „ideellen Gesamtkapitalisten", da sie zum Einen im Endeffekt vom Einzelinteresse ihrer Bürger absehen müssen, um genau diese allgemeine Geldvermehrung zu gewährleisten, und zum Anderen, da auch Nationalstaaten untereinander um Rohstoffe, Handelswege usw. konkurrieren und sich dabei gegenseitig versuchen auszustechen. Die Art, in der die drei Gewalten des Staates – Legislative, Judikative und Exekutive – organisiert sind, ist also auch nicht nur der Willkür Einzelner überlassen; genauso, wie der Vorrang des Kapitalverhältnisses nicht mit einem Vorrang der Kapitalisten gleichzusetzen ist. Diese Vorstellung von irgendwelchen „Multis" oder geldgierigen Raffzähnen, welche im Hintergrund die Fäden ziehen und den Politikern ihre Handlungen diktieren, ist völlig absurd. Mindestlöhne, geregelte Arbeitszeiten, Streikrecht o. Ä. sind sogar im konkreten Fall ein Nachteil für den Kapitalisten, aber letztlich notwendig für das Kapitalverhältnis: Sie garantieren einen für die Arbeitskräfte erträglicheren Produktionsprozess und verhindern dadurch ein Aufbegehren weiter Bevölkerungsschichten. Im Endeffekt sind alle Unternehmer bzw. Unternehmen auf starke Nationalstaaten als politisch-militärische Helfer, als Rahmen für geregelte Produktion, als Garantierung einer stabilen Währung und Rechtsform usw. angewiesen, weswegen auch die Prognose ziemlich weit her geholt ist, sie würden sich zunehmend auflösen und internationalen Konzernen weichen.

Nationalismus vs. Befreiung

Ein positiver Bezug auf die Nation, nach Art eines „gesunden Patriotismus" o. Ä., macht also nur Sinn, wenn man bereit ist, die jetzige Gesellschaftsform in Gänze zu akzeptieren. Will man sich in der menschenfeindlichen Realität von heute zurechtfinden und sozusagen „das Beste draus machen", ist es durchaus plausibel, patriotisch den Vorrang der eigenen Nation zu fordern und zu unterstützen, da dies tatsächlich auch eine zuverlässigere Sicherung des eigenen Wohlstandes bedeutet. Wer allerdings Ja sagt zu Nationen – und dessen sollte man sich bewusst sein – der muss auch genug Konsequenz aufbringen, um Ja zu vielen tausend Hungertoten zu sagen, Ja zu Kriegen zwischen verfeindeten Nationen und Ja zu einer Produktionsform, in der man nur überleben darf, wenn man das Glück hat, der ständigen Vermehrung von Geld nützlich zu sein. Selbst wenn die Stärkung der eigenen Nation auch den eigenen Vorteil nach sich ziehen kann (was in einer Zeit, in der die Arbeitslosenzahlen ebenso steigen wie die positiven Wirtschaftsbilanzen sinken, immer unwahrscheinlicher wird), so stellt man sich doch damit klar auf die Seite einer Gesellschaftstheorie, die das menschliche Glück und die Freiheit des Individuums mit Füßen tritt. Nationalismus ist und bleibt eine menschenfeindliche Ideologie – egal ob aus völkisch-kulturalistischer Sicht oder aus der eines angeblichen Gesellschaftsvertrags.

Will man allerdings eine Position einnehmen, die eine Produktion und Verteilung nach menschlichen Gesichtspunkten fordert und die höchstmögliche Befriedigung aller Bedürfnisse organisieren will, bleibt nur zu sagen, dass Kapital und Nation scheiße sind und abgeschafft gehören.

Sisyphos

Kritik der Politik oder kritische Politik

Wenn man sich heutzutage mit so manch selbst ernanntem Kritiker unterhält, wird man nicht selten so einen Satz hören wie: „Es gibt kein unpolitisches Leben". Die Argumentation dieser Person würde wahrscheinlich darauf hinauslaufen, dass man sich mit verschiedenen Missständen innerhalb der Gesellschaft auseinandersetzt und diese kritisiert. Demnach würde jeder schon immer Politik betreiben. Aber das grundlegende Problem wird dabei verkannt, da es selbst oberflächlich betrachtet wird. Die Gesellschaft, d.h. die kapitalistische, wird nicht im allgemeinen, sondern nur an Erscheinungen kritisiert, wie z.B. soziale Ungerechtigkeiten oder Diskriminierungen. Das eigentliche Problem wird demnach nicht kritisiert, sondern völlig falsch verstanden.

Kapitalistische Produktionsweise

Innerhalb dieser Gesellschaft geht es nicht um die Befriedigung der individuellen Bedürfnisse der Menschen, sondern um ständige Vermehrung des Geldes, um es dann selbst wieder zu investieren. Dies liegt aber nicht in dem bewussten Tun der Menschen, sondern im Prinzip des Kapitalismus, welchen sie gedanklich nicht durchdringen können, aber alltäglich vollziehen. Das bedeutet für das konkrete Leben der Menschen, dass sie verschiedensten Zwängen ausgesetzt sind, wie dem Zwang zur Lohnarbeit, zum Zivildienst und des Tausches, d.h. für Geld verschiedenste Waren zu erwerben. So stehen heute nicht die Menschen im Vordergrund der Gesellschaft, sondern ein auf Konkurrenz und Effizienz basierendes Prinzip, nach welchem in kürzester Zeit so viel wie möglich produziert und dabei so wenig Arbeitskraft wie möglich vernutzt werden soll, da diese ja bekannterweise Geld kostet. Dieser Aufwand gilt aber nicht den Menschen, dem Verkäufer – ob Großkonzern oder Tante-Emma-Laden – ist es völlig egal, ob der Obdachlose Hunger hat oder nicht, solange er kein Geld hat. Daran ändert sich auch nicht, wenn der Verkäufer ihm gerne Brot schenken würde; weil er selbst überleben muss oder bankrott konkurriert wird. Obwohl die Menschen auf dieser Welt alle genügend Essen haben könnten, lebt der Großteil der Weltbevölkerung immer noch in Armut, weil sie dem (Welt-)Markt nicht dienlich sind. Und der Rest schuftet sich bei den letzten Drecksarbeiten, wie auf irgendwelchen Ämtern, in Fabriken oder sonstigen idiotischen Dienstleistungen ab, obwohl diese vollkommen blödsinnig sind. Es werden lieber Hektartonnen Weizen verbrannt, um den Marktpreis stabil zu halten, statt endlich eine vernünftige Gesellschaft zu organisieren. Deshalb kann es auch letztendlich nur um die Abschaffung von Ware, Arbeit,

Geld und Staat gehen.[1]

Kritik der Politik und des Staates

Politik ist dabei selbst ein notwendiger Bestandteil der heutigen Gesellschaftsformation. Sie ist selbst ein Ausdruck des bürgerlichen Staates, welcher sich wiederum nur durch Politik konstituieren kann. So ist das Wesen von Politik schon immer die Aufrechterhaltung der kapitalistischen Gesellschaft bzw. das Ringen um die richtige Staatsform und -verwaltung, egal, wie gut oder schlecht es auch die jeweiligen Personen meinen. So kann auch der Spruch „Eine andere Politik ist möglich" sich nur auf einen so genannten „besseren Staat" beziehen. Aber der Staat ist selbst nicht trennbar von der kapitalistischen Gesellschaft, sondern diese gehören notwendig zusammen.[2] So bedarf es bspw. einer ständigen Polizeipräsenz, um „Gewalttaten" gewalttätig zu verhindern, welche den allgemeinen kapitalistischen Betrieb stören, wie bspw. Diebstahl, Hausbesetzen oder „illegale" Migration. Hier darf aber keineswegs der spezifisch kapitalistische Staat mit vorkapitalistischen Staatsformen verwechselt werden, da diese wie in der feudalen Gesellschaft nie auf einen solchen Verwaltungsapparat bzw. einem ausgebildeten Recht aufbauten. Diese Form diente allerhöchstens der Bereicherung des Feudalherrn. Der kapitalistische Staat dagegen gewährleistet selbst die Bedingungen zur Vermehrung des Geldes: Es gibt eine spezifische Rechtsform (die z.B. Gleichheit vor dem

[1] Dieser Abschnitt soll nur als eine grobe Einführung in die Thematik der kapitalistischen Gesellschaft verstanden werden und besitzt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

[2] Hierbei wird bewusst von verschiedenen Formen des Staates (Faschismus, Staatssozialismus, Demokratie etc.) abgesehen, da dies den Rahmen des Textes sprengen würde und man auf die spezifisch historischen Bedingungen eingehen müsste.

Gesetz gewährleistet), er stellt die Infrastruktur zu Verfügung, und er besitzt einen ausgebildeten Polizeiapparat. Zum Anderen ist er aber Ausdruck des allgemeinen politischen Willens seiner Staatsbürger, welche selbst Teil des Bestehenden sind. Demnach kann auch Politik im Staat nur Ausdruck der Interessen seiner Bürger sein; Interessen, welche selber auf der Warenproduktion basieren, egal, ob sie sich im Staat realisieren oder nicht. Sie stellen selbst Forderungen an den Staat, um ihre Interessen zu verwirklichen, welcher versucht zwischen diesen zu vermitteln. Und genau in dieser Vermittlung von verschiedenen politischen, wirtschaftlichen etc. Interessen bzw. Konflikten stellt sich der allgemeine Wille dar. Damit muss Politik schon immer eine Identifikation mit der staatlichen Herrschaft bedeuten und kann nie über die kapitalistische Gesellschaft hinausweisen – sondern sie muss sie sogar ständig aufrechterhalten. Demnach kann Politik nichts anderes sein als die Aufrechterhaltung des staatlichen Zwangsapparats, welcher selbst schon immer auf Gewalt basieren muss, um überhaupt Recht setzen zu können bzw. die Bedingungen zur Warenproduktion zu gewährleisten (Schutz von Eigentum etc.). Dies ändert sich auch nicht, wenn man sich als außerparlamentarische Opposition versteht, da sich eine solche Opposition auch nur dort herstellen kann, wo eine politische Macht vorhanden ist, nach welcher sie nur selbst trachtet, wie man an Leuten wie Joschka Fischer oder Gerhard Schröder wahrnehmen kann. Dabei bleibt gleichgültig, ob man sich gegen Atomkraftwerke oder gegen die Asylgesetzgebung engagiert; dies ist genauso politisch, wie an demokratischen Wahlen teilzunehmen. Auch wenn es in manchen Fällen sehr sinnvoll ist, sich politisch zu engagieren – z. B. um Menschen zu helfen, die unterdrückt werden –, kann dies nie auf die Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise hinauslaufen, bleibt in ihr verhaftet.

Kritik und Politik

Ausgangs- und Endpunkt aller Gesellschaftskritik muss meines Erachtens sein, „dass der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, also (...) alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“ (K. Marx). Das bedeutet, dass Kritik am Leiden des Einzelnen ansetzt und aufs Ganze, also den Kapitalismus, abzielt, um ihn abzuschaffen. Wenn es also Ziel von Gesellschaftskritik ist, jegliches Leiden, das durch eine unmenschliche Gesellschaft produziert wird, abzuschaffen, heißt dies vor allem, sich nicht auf irgendwelche Reformen oder Verbesserungen innerhalb ihrer zu beziehen. Die Kritik muss selber aufzeigen, dass jegliche Versuche zur Verbesserung des Lebens, welche sich innerhalb der Grenzen der kapitalistischen Vergesellschaftung bewegen, scheitern müssen. Scheitern müssen diese Versuche nicht in der Hinsicht, dass es vielleicht Lohnerhöhungen oder Arbeitszeitverkürzungen geben kann, sondern dass genau die alltäglich Leid hervorbringende Gesellschaft dabei nicht angetastet wird. Solange die Gesellschaft auf Arbeit, Ware, Geld und Staat basiert, ist eine Gesellschaft, die auf den Bedürfnissen der Menschen gründet und in welcher der Mensch im Mittelpunkt steht, nicht möglich. Es ist zwar sehr lobenswert, wenn Einzelne versuchen, anderen Menschen in der so genannten Dritten Welt zu helfen, „Entwicklungshilfe“ zu betreiben, aber dies läuft auf nichts anderes hinaus als Elendsverwaltung. Da die Dritte Welt so oder so vom Weltmarkt ausgeschlossen ist, höchstens zur weiteren Ausbeutung weltweit notwendiger Ressourcen dient, kann es nicht darum

gehen, noch mehr Kapitalismus durchzusetzen, weil er schon lange dort angekommen ist, sondern nur um dessen Abschaffung. Oder um ein anderes Beispiel zu nennen: Egal wie wichtig oder auch angebracht heutzutage Antifaschismus sein mag, muss dieser sich selbst auf die bürgerliche Gesellschaft beziehen. Er verteidigt die bürgerliche Demokratie gegenüber faschistischen Ideologien und stellt dementsprechend auch nur den „besseren Staat" im Staat dar. Antifaschismus will also die „freiheitlich" demokratische Grundordnung gegen etwas noch Schlimmeres verteidigen. Dabei sei keineswegs gegen antifaschistische Arbeit gesprochen, da sie innerhalb einer falschen Gesellschaft immer noch das Richtigere macht. Sie kann aber keineswegs über die derzeitige Gesellschaftsformation hinausweisen, da sie sich auf bürgerliche Kategorien wie Gleichheit beziehen muss. Da die eigentlich grundlegenden Kategorien des Kapitalismus nicht angegriffen werden, welche überhaupt erst die Möglichkeit für Ideologien wie Rassismus oder Antisemitismus bereiten, kann auch keine radikale Gesellschaftskritik formuliert werden. Demzufolge muss Kritik selbst aufzeigen, wie durch eine vollkommen durchgeknallte Gesellschaft noch verrücktere Bewusstseinsformen entstehen können. Dabei versteht sich die Kritik aber selbst als von der Gesellschaft hervorgebracht und demzufolge als ihr Produkt. Es wird kein Standpunkt eingenommen, welcher die Gesellschaft von außen betrachtet, sondern einer, welcher sich selbst als ein Teil des großen Ganzen versteht. So ist Gesellschaftskritik auch eine ständige Selbstreflexion, da man sich selbst als ein Teil der Gesellschaft versteht und somit auch kritisieren muss. Aufgabe von Kritik ist also zu zeigen, dass es der eigene gesellschaftliche Kontext ist, welcher die Möglichkeit erzeugt, sich selbst und die Gesellschaft im Allgemeinen zu kritisieren. Sie muss aufzeigen dass das heutige System keine immer währende überhistorische Konstante ist, sondern dass dieses selbst historisch entstanden ist und eine befreite Gesellschaft möglich ist. Es geht also darum, der Gesellschaft ihre eigene Melodie vorzuspielen, d.h. ihre ganze Widersprüchlichkeit und Zerrissenheit aufzuzeigen. Dies bedeutet die Begriffe, welche einem die Gesellschaft

vorgibt, kritisch zu wenden und anhand ihrer den Unsinn der kapitalistischen Gesellschaft aufzuzeigen. Ein gutes Beispiel dafür wäre die Unterscheidung innerhalb der Volkswirtschaftslehre zwischen Bedürfnis und Bedarf. Ein Bedürfnis kann demnach jeder haben, es wird aber erst relevant, sobald bei ihm ein Bedarf besteht. Dies bedeutet, dass eine Kaufkraft und ein Bedürfnis zusammenkommen. Oder einfach ausgedrückt: Wer kein Geld besitzt, darf auch nicht essen, die Lebensnotwendigkeit hin oder her. Schon diese begriffliche Scheidung macht deutlich, worauf diese Gesellschaft hinausläuft. Und genau daran setzt Kritik an, da sie auf die Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft hinausläuft. Und dies macht den elementaren Unterschied zur Politik aus. Kritik möchte innerhalb dieser Gesellschaft nichts verbessern, da sie weiß, wodurch menschliches Leiden hervorgebracht wird, nämlich durch die Gesellschaft selbst. Sie möchte, dass Leiden nicht fortbesteht, sondern abgeschafft wird.

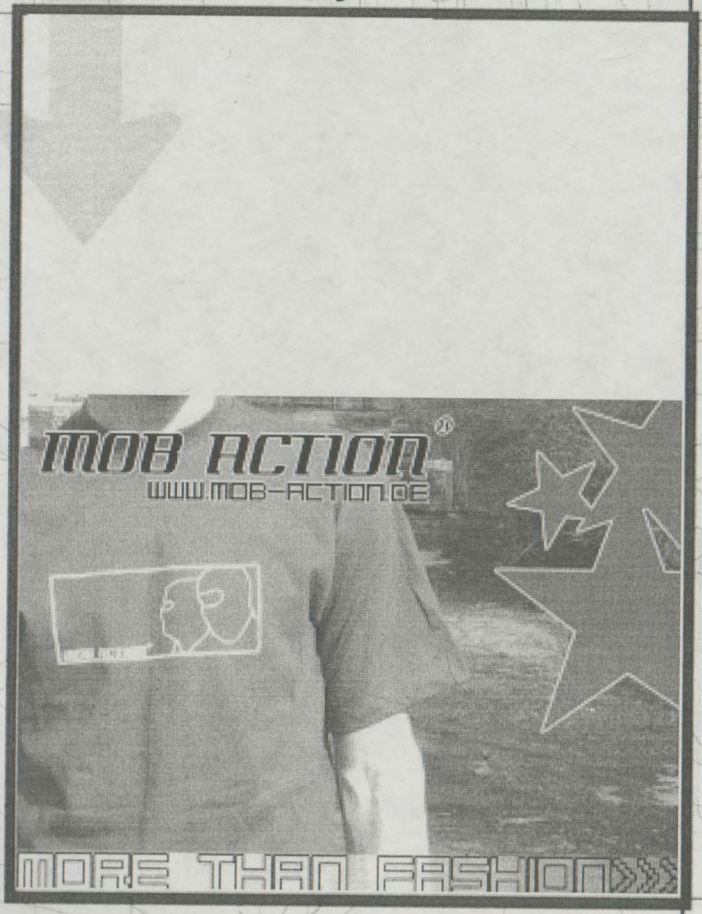
Schlussbemerkung

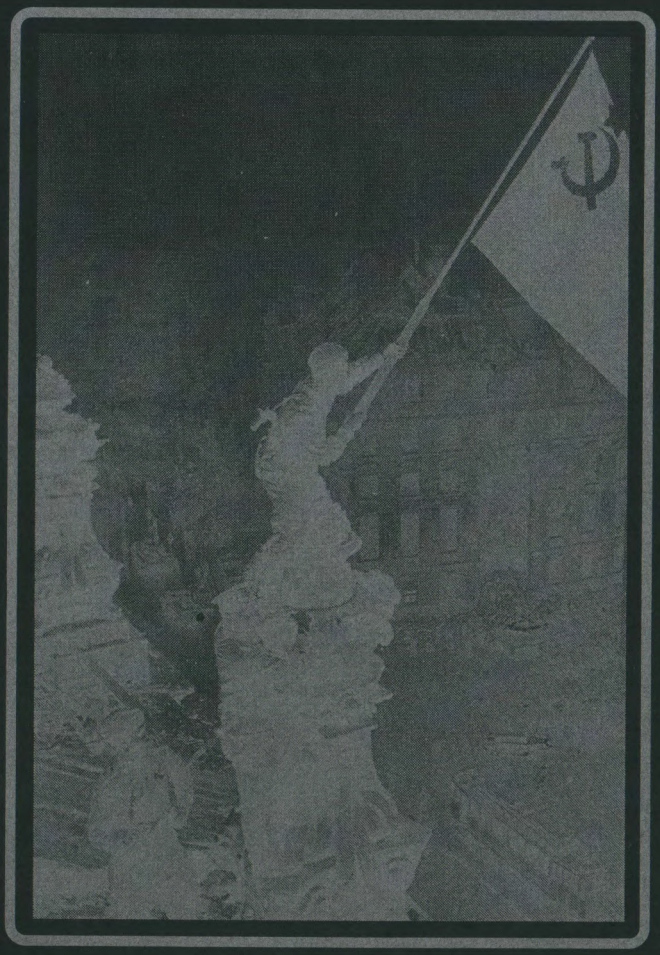
Eine Kritik der Politik muss sich nach dem schon gesagten immer an der Umwälzung der kapitalistischen Gesellschaft orientieren und besitzt von Anfang an schon immer ein utopisches Moment – die Utopie eines Vereins freier Menschen. So könnte man es zum Schluß mit einem Zitat von Johannes Agnoli zusammenfassen: „...wie die Kritik der politischen Ökonomie zugleich die Absage an die kapitalistische Produktionsweise ist, so wäre die Kritik der Politik die Absage an die Form `Staat'."

Impressum

TomorrowZeitung #03 - Herbst 2005
V.i.S.d.P.: W. Müller, Sternwartenstr. 6, 04105 Leipzig
Auflage: 700

Thank you:





1945-2005

60. Jahrestag der Befreiung Europas vom Nationalsozialimus